

1. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 110.

Donnerstag, den 11. Mai 1905.

20. Jahrgang.



* Wiesbaden, den 10. Mai 1905.

Spargelzeit.

Der köstliche Spargel ist nun auch wieder auf der Bildfläche erschienen — mit strahlenden Menen von allen denen begrüßt die wissen, „was gut schmeckt“. Schon im Altertum erregte sich das edle Gemüse der verdienten Würdigung, wenigstens wird berichtet, daß der gestrenge Cato, sowie der satirische Juvenal leidenschaftliche Spargelesser gewesen sein, wie sich denn auch bei Plinius ausführliche Beschreibungen über Spargelzucht finden. Bei uns kam der Spargel erst mit Ablauf des 16. Jahrhunderts zu Ehren, er wird in dessen in den „Kräuterbüchern“ jener Zeit weniger als Genußmittel, sondern hauptsächlich als „guter har bekräftigender Pflanzensaft“ angeführt, „so gegen Wasserkrampf, Gichtbrüchigkeit und Gebrechen des Herzens fürtrefflich helfe.“ Auch wir modernen Menschen erkennen die günstigen medizinischen Eigenschaften des Spargels gern an, dessen Genuß in erster Linie blutreinigend wirkt und sich somit speziell im Frühjahr zur Beseitigung einer Kur eignet. Auch bei Nierenleiden erweist sich Spargelwasser, in größeren Mengen getrunken, häufig als sehr bekräftig, ebenso soll es gegen geschwollene Leber helfen. Eine Spargelkur ist jedenfalls noch nicht die unangenehmste, freilich erfordert auch sie eine gewisse Diät, die in der Vermeidung aller alkoholischen Getränke, schweren Nahrungsmittel, d. h. stark gewürzter oder sehr fetter Speisen besteht. Genußreicher ist es unzweifelhaft, den Spargel nicht als Medizin, sondern als Saison-Delikatessen zu verzehren, denn im Verein mit einem feinen Fleischgericht und einigen Gläsern Wein mündet das zarte Gewächs gerade noch einmal so gut und der kleine War hatte gar nicht Unrecht, als er kürzlich in einem Aufsatz schrieb: „Der Spargel ist sehr gesund und wenn man ihn 100 Jahre ist, kann man — alt dabei werden.“

* Der Haus- und Grundbesitzerverein veröffentlicht heute seinen Bericht über das vergangene Vereinsjahr, dem wir folgenden entnehmen: Das abgelaufene Vereinsjahr bedeutet eine weitere Periode fruchtbarer Entwicklung des Vereins. Die Mitgliederzahl wuchs von 1722 auf 2039 an. Die wirtschaftliche Lage des Haus- und Grundbesitzers hat im abgelaufenen Jahre die befürchtete Verschlechterung erfahren. Die Bauwirtschaft wird immer noch in einem Umfang betrieben, der mit der Vermehrung der Bevölkerung und dem Zugang in keinem Verhältnis steht. Nach einer vorläufigen Schätzung stehen ca. 1000 Wohnungen leer und der Miethansatz ist mit 1 Million M. nicht so hoch gegriffen. Dabei sind die zahlreichen leerstehenden Villen, Geschäftsräume, Werkstätten usw. nicht in Anschlag gebracht. Nachteilig muß der Hausbesitzer zusehen, bis sich die Lage auf dem Wohnungsmarkt bessert. Die Dauer der jetzt herrschenden Depression läßt sich nicht überblicken. Sie wird sich noch verschlimmern, wenn die Bauwirtschaft im Südviertel mit dem Aufstehen der Terrains am Hauptbahnhof einsetzt. Man wird auch hier die Vorgänge erleben, wie sie in Frankfurt am Main durch die Ueberbesetzung an den Bahnhofsterrains geseitigt wurden. Frankfurt mit seinem gewaltigen Verkehr hat annähernd zwei Jahrzehnte gebraucht, um die Terrains am Hauptbahnhof zu bebauen und Millionen wurden dort an Terrainspekulationen eingebüßt. Ebenso ist bei der Bauwirtschaft in den Vororten eine Einschränkung sehr erwünscht. Man kann fast von einer Bauwuth sprechen, wenn man die zahlreichen Neubauten in Bockrich, Dohheim, Sonnenberg, Waldstraße, Vierstadt, usw. sieht. In allen Kategorien von Wohnungen herrscht ein überreiches Angebot und die Bauindustrie ist immer noch in regster Tätigkeit mit dem Herstellen von Neubauten beschäftigt. Für die Bürgererschaft ist heute der Verein und seine Tätigkeit unentbehrlich geworden. In allen Fragen welche das Interesse des Gemeinwohls und die Wohlfahrt des Einzelnen betreffen, hat der Verein kräftig eingegriffen. Die Vereins-Vermittlungsstelle hat sich gut eingeführt und einer ganzen Anzahl Mitglieder konnten Gelder zur ersten und zweiten Stelle zu mäßigem Zinsfuß und gegen geringe Abschlussprovisionen verschafft werden. Auf dem Hypothekemarkt wird die Notlage des Hausbesitzers oft in der gewissenlosesten Weise ausgenutzt. Der Immobilienmarkt war während des ganzen Jahres sehr lebhaft; hauptsächlich fanden in der Innenstadt große Besitzwechsel statt und macht die Erneuerung der inneren Stadtbauart ganz bedeutende Fortschritte. Auch in Neubauten herrscht ein lebhafter Umschlag. In Grundstücken war der Markt ebenfalls sehr lebhaft, doch hat es den Anschein, als ob die Spekulation in Terrainspekulation etwas nachläßt. Die Zahl der Zwangsversteigerungen in Immobilien, welche in Wiesbaden verhältnismäßig sehr niedrig ist, hat gegen das Vorjahr zugenommen. Die Ursachen sind in der Ueberproduktion und in den sehr oft sich schwierig gestaltenden Verleihungen an zweiter Stelle zu suchen. Das Steuergesetz

spenst verschwand auch im abgelaufenen Vereinsjahr nicht von der Bildfläche. Noch nie sind Steuervorlagen mit einer solchen Festigkeit und Einmütigkeit bekämpft worden, wie die letzten Vorlagen. Der eingeführten Gebührenordnung für Kanalbenutzung kann man den Ruf nicht nehmen, daß sie in gewisser Hinsicht eine annehmbare Steuer ist, da sie gerechterweise Vermieter und Mieter gleichmäßig belastet. Die geplante Erhöhung der Grundsteuer welche ebenfalls in Aussicht genommen war, wäre einer offensiblen Ungerechtigkeit gleichgekommen. Die Erhöhung der Umsatzsteuer dürfte bei manchem Besitzwechsel erschwerend wirken. Nicht zu unterschätzen ist auch die jetzt zulässige Ausdehnung der Kirchensteuer auf die Realsteuern. Das friedliche Einvernehmen, welches seither zwischen der Mieterchaft und den Hausbesitzern herrschte und das von uns sorgfältig gepflegt wurde, scheint durch die Gründung eines Mietervereins eine bedauerliche Trübung zu erfahren. Von unseren Mietherrträgen behauptet man von gewisser Seite, es komme darin so recht zum Ausdruck, daß der Vermieter den Mieter nur drücken wolle. Diese Anschauungen rechnen nicht mit der Wirklichkeit. Der Hausbesitzer ist durchaus nicht der wirtschaftlich Stärkere, für den man ihn immer mit Unrecht hinstellt. Auch in Wiesbaden hat es an Versuchen zur Lösung der Wohnungsfrage nicht gefehlt. Die Geschäftsstelle war im abgelaufenen Vereinsjahr in außerordentlicher Nähe in Anspruch genommen und es war die höchste Zeit, daß man dem ausgedehnten Geschäftsberieb durch die Errichtung eines eigenen Vereinshauses für Jahrzehnte Rechnung trug. Der Wohnungsanzeiger und besonders die praktischen Wohnungslisten haben sich überall bei den Wohnungssuchenden auf das Beste eingeführt. Die Miethäuser, welche sich auf dem Wohnungsmarkt entwickelt haben, müssen auf das Energischste bekämpft werden. Das Kapitel der Mietherrträge bildet auch diesmal wieder ein umfangreiches Feld der Vereinsarbeit. Das Mietherrtragsbuch wurde in ca. 400 Fällen zur Anwendung gebracht. Es kamen Mietherrforderungen in der Höhe von 26,722.74 M. zur Anmeldung, von denen 14,162 M. 46 A. also ca. 65 Prozent durch die Geschäftsstelle beigetrieben wurden. Es bedeutet dies immerhin einen ganz wesentlichen Erfolg. Räumungs- und Mietherrtragslagen wurden in 45 Fällen angestrengt und durchgeführt. Die Einrichtung des Anstufensystems erwies eine durchgreifende Verbesserung durch Anlegung einer Registratur, in welcher jetzt auch die Gütertrennungen und Manifestationen ihren Platz gefunden haben. Die geplante Herausgabe einer Generalliste dürfte sich im Laufe dieses Jahres verwirklichen. Die Vereinsarbeit ist eine außerordentlich rege gewesen. Die ordentliche Generalversammlung fand am 29. April 1904 statt. Der Vorstand erledigte seine Geschäfte in 15 Vorstandssitzungen; außerdem wurden in der Baukommission für den Neubau über 30 Sitzungen abgehalten. Am 23. Juli 1904 fand die Grundsteinlegung des Vereinsneubaus statt, der zum 1. Juli 1905 beziehbare sein wird. Die Geschäftsstelle wird bereits Mitte Mai d. J. dorthin verlegt werden. Der Kassenbericht ist der günstigste, der bisher zu verzeichnen ist, da eine Mehreinnahme von 4057.56 M. erzielt wurde, trotz der ganz erheblichen nicht vorgegebenen Mehrausgaben.

* Der Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke zu Wiesbaden gibt seinen Jahresbericht für 1904 heraus, dem wir folgenden entnehmen: Von der Auffassung ausgehend, daß gegen den Alkoholmißbrauch Rede und Schrift nicht ausreichen, versuchte der obige Verein im verfloffenen Vereinsjahre einiges in werthvoller Richtung zu leisten und errichtete drei Kantine, deren Ziel es ist, durch Darbietung wohlfeiler, alkoholfreier Getränke, sowie billiger und schmackhafter Nahrung den Arbeiter von der Kneipe abzuhalten und an zweckmäßige Ernährung zu gewöhnen. Zwei der Wiesbadener Kantine (Nr. 1 und 2) werden alkoholfrei geführt; Nr. 2 darf — jedoch nur in den Arbeitspausen — Glaschenbier verkaufen; der Brutto-Umsatz von Nr. 1 betrug im verfloffenen Vierteljahr etwa 4000 M.; die tägliche Besuchsziffer etwa 500 Personen. Der Verwalter ist Herr Otto Dietrich. Der Schriftführer Dr. Laquer hat auf Bitte des Centralausschusses über seine Studienfahrten im verfloffenen Winter öffentlich in zahlreichen besuchten Versammlungen der Bezirksvereine sowie auf dem diesjährigen Kongress für innere Medizin gesprochen. Gemeinsam mit dem Vorsitzenden, Herrn Verwaltungsraths-Direktore Linz wohnte ferner der Schriftführer der o. e. Verwaltungsrathsversammlung am 29. März in Berlin bei. Dabei wurde die vom Vereinsstandpunkt so wichtige Schaffung einer Fürsorge-Stelle für die Tausende von Kanalarbeitern, die in den nächsten 15 Jahren jene von dem Landtag beschlossenen großen Wasserwege schaffen sollen, weiter gefördert. — Am 10. April richtete der Verein eine Denkschrift an den Kommunalrat die sich inhaltlich mit einem Theil dieses Jahresberichtes deckt. Als neues Vorstandsmitglied trat Herr Landesgerichtsrath a. D. Dr. jur. Hermann ein. Die Vertheilung von Flug- und Mäßigkeitsblättern in den Kantine an die kleinen Beamten, Arbeiter und Konfirmanden fand auch im verfloffenen Jahre statt, ebenso ein lebhafter schriftlicher und mündlicher Meinungsaustausch mit dem Berliner Hauptverein und mit sonstigen Interessenten. Der Verein beschäftigt u. a. im nächsten Winter einen von Hrl. v. Barner gestifteten Kaffee- und Speisewagen der installirt und mit Thermophoren versehen worden ist täglich an die Arbeitsstätten zu senden. Die Anmeldung neuer Mitglieder nimmt der Schriftführer Dr. Laquer, Mainzerstraße Nr. 3 entgegen. Der Jahresbeitrag beträgt 2 M. Die Mitglieder erhalten dafür allmonatlich die Mäßigkeitsblätter.

* Kirchliche Volkskonzerte. Mit der Folge Nr. 1 über B. A. C. S. von Robert Schumann, in welcher trotz des strengen Zugestills die ansprechende Schumannsche Schreibweise nicht zu verkennen ist, eröffnete Herr Peterjen das letzte Konzert. Später spielte er das liebliche „Andante“ von Merkel, in welchem die melodischen Charakteristiken der Orgel zur vollsten Geltung kamen und gab mit der Wiederholung des als letzten Liebes gefungenen Dangebets von Kremer, in welche er den Choral „Ein feste Burg ist unser Gott“ einflücht, dem ganzen Konzert einen stimmungsvollen würdigen Abschluß. Herr Opernsänger Hahsch vom Stadttheater in Koblenz, dessen Wiederauftreten in diesen Konzerten mit Freuden begrüßt wurde, sang mit dramatisch bewegtem Vortrage die Arie „Es ist genug“ aus dem Oratorium Elias von Mendelssohn, dann folgte der innige Vortrag des schönen Liebes „Hoffnung“ von Franz Schmidt-Willem und mit mächtiger Stimme das Kremer'sche „Dankegebet“, womit er sich aufs Neue die Sympathie aller Hörer erworb. Herr Robert Schellenberg von hier (Cello) spielte mit schönem vollen Ton und reiner Intonation „Kol Nidrei“ von Max Bruch und „Du bist die Ruh“ von Schubert. Seine Vorträge fanden allseitigen Beifall. — Für heute, Mittwoch, Abend haben die Konzertsängerin Fräulein Paula Sichel aus Mainz (Alt) und Herr Max Schildbach, Solocellist des städtischen Orchesters, ihre Mitwirkung zugesagt und uns steht bei all den anerkannten Leistungen der Mitwirkenden ein höchstwerthvolles Konzert in Aussicht. Die Orgelvorträge und Begleitungen liegen in den Händen unseres bewährten Organisten Herrn Friedrich Peterjen. Da diese Kirchenkonzerte, die jeden Mittwoch Abend von 6—7 Uhr in der Marktkirche (gegenüber dem Kgl. Schloss) bei freiem Eintritt stattfinden, vielen und besonders unseren Kurfern eine willkommenen Gelegenheit bieten, sich an schöner kirchlicher Musik zu erfreuen, zeigt der starke Besuch derselben.

* Athletenport. Bei dem am 24. v. M. stattgefundenen Athletenwettkampf in Ebingen bei Mannheim errang Herr Karl Schlegelmich den ersten Preis 1. Klasse (Silberner Stern) und bei dem am Sonntag in Mainz stattgefundenen Wettkampf um die Meisterschaft von Mainz und Umgebung wiederum die erste und Herr Heinrich Weiland die dritte Meisterschaft (Silberner Meisterschaftstern). Beide Herren sind Mitglieder des Kraft- und Sportklubs zu Wiesbaden.

Künstlerische Photographie. Karl Schipper, 31 Rheinstr. 31. Tel. 2736

Kolonial-Kakao

Kamerun-Mischung
leicht löslich und sehr kräftig
1/2 Ko. 2.80, 1/4 Ko. 2.60

C. Acker Nachfolger
E. Hees jr.
Wiesbaden, Gr. Burgstraße 16.

Eine ganz hervorragende Auswahl
besten und haltbarsten Qualitäten

Trikothemden

finden Sie in allen Grössen und Weiten zu billigen
festen Preisen in dem

Strumpfwaren- u. Trikotagenhaus
7854 von

L. Schwenck, Mühlgrasse 13

Stroh stets abzugeben
pro Centner Mt. 1.50, Hornung, Dämergasse 3.

Ausstellungs-Eröffnung.

Die Eröffnung unserer neuen **Musterräume**, enthaltend:

Vollständige Laden-Einrichtungen in den verschiedensten Stilarten

für Metzgereien, Delicatess-Geschäfte, Conditoreien und verwandte Gewerbe,

zeigen hierdurch an und laden zur Besichtigung ein.

Größte Auswahl in **Maschinen zum Schneiden von Schinken, Braten, Wurst etc.**, die jederzeit im Betriebe vorgeführt werden.

Steinberg & Vorsanger,

Moritzstrasse 68.

Telefon Nr. 634.

1246



Nr. 110.

Donnerstag, den 11. Mai 1905.

20. Jahrgang

Unter schwerem Geschick.

Erzählung von Bella Limpurg.

Nachdruck verboten.

„Ich weiß es besser, Mama. Er hat damals das entsetzliche Unglück nicht herbeigeführt, sondern vielmehr all die Jahre furchtbar darunter gelitten, sodaß er tief zu beklagen, aber nicht zu hassen ist.“

„Ach, eine neue Version! Und ich höre dies zum erstenmal! Wer hat denn bei Dir für den Onkel gesprochen?“

„Ein — Freund von ihm, den ich in Wiesbaden kennen lernte. Er hat auch Dich gesehen, Mama, als Du Dich mit Papa verlobtest.“

„Nun gut ich freue mich nur darüber, wenn Du Deine Abneigung aufgiebst. Der Onkel kann noch heute hier sein. Geh' in Dein Zimmer und ordne Deinen Anzug zum Thee; ich lasse Dich rufen.“

Elisabeth war froh, wieder hinausschlüpfen zu dürfen. Ihr Herz pochte stürmisch; es schien ihr unmöglich, den Namen des geliebten Mannes zu nennen. Ja, um seiner willen wollte sie den Oheim herzlich empfangen; vielleicht konnte derselbe ihr auch — von „ihm“ erzählen. Sie flog hinab in den Garten, übermüthig wie ein Kind; sie raffte ein Gänseblümchen vom Rasen auf und setzte sich nieder in ein lauschiges Versteck unter blühenden Clematisranken. „Er liebt mich — von Herzen — mit Schmerzen.“ Welches Mädchen hätte nicht auch einmal wenigstens dies Orakel befragt, welche nicht zum Himmel empor gelaugt: „Er liebt mich über alle Maßen!“

„Erlaucht, Frau Gräfin von Schleppenbach zu sprechen?“ fragte eine halbe Stunde später eine tiefe Männerstimme, und knirschend nahm die Jungfer die ihr hingereichte Visitenkarte entgegen, auf der eine neunzählige Krone prangte.

„Erlaucht lassen sehr bitten.“

Und dann standen sich diese beiden Personen gegenüber, die sich seit zwanzig Jahren nicht gesehen hatten. Gräfin Kathinka, welche eine dunkelrothe, elegante Empfangstoilette angelegt hatte, sah noch immer sehr reizend und sehr einnehmend aus; aber sie dachte bei sich, daß der ernste, tiefgebräunte Mann vor ihr doch gewaltig verändert und gealtert sei. Nichtsdestoweniger eilte sie mit bezauberndem Lächeln auf ihn zu, ergriff seine beiden Hände und rief entzückt:

„Also endlich, mein theurer Hans Albrecht, sehen wir uns nach so langen Jahren einmal wieder! Wie wohl und unverändert Sie aussehen! Ich bin glücklich, Sie so frisch wiederzufinden!“

Er lächelte satirisch und entgegnete mit leichter Verneigung:

„Sie sind zu gütig, Frau Gräfin, mir durch ein solches Compliment die Spuren zu verwischen, welche die Zeit in meine Züge schrieb. Aber ich bin mir selbst vollständig bewußt, daß ich zum alten Manne wurde.“

„Nein, nein, so dürfen Sie nicht reden!“ schmeichelte die schöne Frau und führte ihn, ohne seine Hand loszulassen, zu einem Fauteuil, während sie sich selbst auf das daneben stehende Sofa niederließ. „Jetzt, da Sie wieder bei uns sind, wollen

wir die Vergangenheit vergessen und Sie pflegen, bis Sie wieder ganz heiter geworden sind.“

„Die Vergangenheit vergessen?“ fragte er schwerbetonend. „Meinen Sie denn noch immer, Gräfin, ich sei meines Bruders Mörder?“

„Lassen Sie doch diese Geschichten“, brach Kathinka leicht befangen ab. „erzählen Sie mir lieber von Ihrem Leben und Ergehen! Also Sie wollen wieder die liebe alte Schleppenbach beziehen?“

„Wo ist Eli — Ihr Tochter, Frau Gräfin?“ fragte Hans Albrecht zerstreut. „Sie wissen, ich kam nur, um sie zu sehen.“

„Wie ungalant!“ schmolte sie kokett. „Und von mir wollen Sie noch immer nichts wissen, obwohl ich unverändert an Ihnen hänge?“

Die schönen Augen konnten noch immer schwachen und glühen wie damals unterm Wittwenschleier; der Graf erhob sich ungestüm, seine Stirnader schwellte bedenklich, eine dunkle Wolke lagerte auf seinem Antlitz.

„Sie zwingen mich, Frau Gräfin, ungalant zu sein“, fuhr er auf. „Ich kann Ihnen nur wiederholen, was ich schon vor Jahren sagte, daß alle Beziehungen zwischen uns zerschnitten sind.“

„Nein, nein, mein lieber Hans Albrecht, Sie gehören zu uns — um des Todes willen!“

Er sah nicht auf in das süßliche Sirenen Gesicht; aber seine Hand sank schlaff herab und er antwortete etwas milder:

„Das war ein wahres Wort, Frau Gräfin. So soll denn Frieden sein zwischen uns um des Todes und Elisabeth willen! Wo ist sie?“

„Ich will sie rufen lassen; sie freut sich unbeschreiblich auf den theuren Onkel, den sie durch mich innig zu lieben gelernt hat.“

Wieder zuckte ein spöttisches Lächeln um seine Lippen, doch er hob abwehrend die Hand.

„Nein, lassen Sie mich zu ihr gehen — ich will Eberhards Tochter nicht vor Zeugen begrüßen.“

Er schritt hinüber nach dem ihm bezeichneten Wohnzimmer der jungen Gräfin, welches noch ohne Licht war; aber als er die öffnete, flog Elisabeth empor von ihrem Sitze und zu ihm hin.

„Onkel Hans Albrecht! Willkommen!“ rief sie. Doch als sie nun vor dem Eintretenden stand, als sie das ernste, tiefgebräunte Antlitz erkannte, welches so tief in ihre Seele geprägt war, da schrie sie auf voll Wonne und Seligkeit — und sank in die Arme, die sich ihr entgegenstreckten. Still war es in dem kleinen Zimmer, Gottes Hand lag auf den Häuptern der beiden Menschen, die sich für das ganze Leben gefunden hatten, und erst nach einer langen, langen Pause hob Elisabeth das thränenüberströmte Gesichtchen zu dem geliebten Mann auf.

„Und Du bist doch Onkel Hans Albrecht“, stammelte sie verwirrt. „Ich wußte es eigentlich schon, deshalb mußte ich Dich — so lieb haben, obschon ich es nicht wollte. Aber weshalb nannst Du Dich anders.“

So aber hatte er nur Augen für die allerdings häßlichere und lebhaftere Freundin. Diese hatte Herrn Kohlstock längst gesehen, hütete sich aber, etwas merken zu lassen und freute sich diebisch im Stillen, wie der etwas kurzschichtige Jüngling sie in einer entfernten Ecke des Festraumes vergebens suchte. — Als die Pause zu Ende war, nahmen die Freundinnen wieder an ihrem Tische Platz. Die Blonde schien indes nicht mehr so heiter wie vordem, und mehr als einmal richtete sich ihre Augen mit ängstlichem Ausdruck nach dem Podium.

„Herr Rentier Wichtig hat das Wort,“ ertönte da plötzlich die Stimme des Vorsitzenden, nachdem das Glockensignal zur Ruhe gemahnt hatte. Gleich darauf schritt Herr Wichtig stolz erhobenen Hauptes durch die Reihen und erkletterte die Tribüne. Er war ein kleiner dicker Herr, von dem nur die Brillengläser und die Glase im Schein des elektrischen Lichtes glänzten. Alles übrige verdeckte die hohe Wand des Rednerpultes, auf welches er säuberlich sein Manuskript gelegt hatte.

„Verehrte Festgenossen! Die geehrten Herrn Vorredner haben bereits den Gefühlen der Verehrung Ausdruck gegeben, die wir für unsern allgeliebten Präsidenten hegen; ich kann mich dem nur voll und ganz anschließen. (Bravo!) Meine Herren! Wir alle müssen uns geehrt fühlen, daß wir einen solchen Präsidenten den unsrigen nennen dürfen, sagt doch schon Goethe so treffend in seiner — seiner Ode — nein, in seinem Epilog zu Schillers Ode: „Denn er war unser.“ (Bravo!) Meine Herren (hier nahm der Redner ein Blatt des Manuskriptes in die Hand) Meine Damen und Herren, von tiefster Hochachtung erfüllt, von innigster Liebe beseelt, würde es das Glück meines Lebens ausmachen, in Ihren Kreis zu treten, Ihre Tochter mein eigen — — —“

Hier konnte der Redner nicht weiter sprechen; stürmisches, nicht enden wollendes Gelächter durchbrauste den Saal. Herr Wichtig wollte reden, sich entschuldigen, aber das Lachen überdachte ihn. Er schaltete mit den Händen in der Luft herum, rang mühsam nach Atem, der Schweiß perlte in hellen Tropfen von seinem vor Erregung lirschröten Gesicht, immer aus Neue erdröhnten Nachsalven. Auch der Präsident beherrschte sich nur mühsam, doch behielt er seine Geistesgegenwart und erhob sich rasch, um den peinlichen Vorfall so schnell als möglich vergessen zu machen.

Er dankte dem Redner für den guten Willen, lobte seinen regen Eifer für die Partei und sprach soviel Anerkennendes über Herrn Wichtig, daß dieser und die Versammlung in der That über die Peinlichkeit des Momentes hinweggehoben wurden. Zum Schluß brachte Herr Streber auf den verunglückten Festredner ein Hoch aus, in welches alles fröhlich einstimmte. Wichtig verließ mehr tot als lebendig den Saal, und auch Anna war einer Ohnmacht nahe.

Wie war das gekommen? Herr Wichtig hatte jedenfalls in der Aufregung den Brief, den ihm Herr Kohlstock am Vormittag gesandt, in der Rocktasche mitgeführt und unter das Manuskript gebracht.

„Nein, solche Blamage,“ dachte Anna, „was werden die Leute dazu sagen, was die Zeitungen?“

Ja, mein Gott, die Zeitungen, das ist ja das Schlimmste! Doch halt! Der muß mir helfen. . . , aber erst zu Papa! Sie machte sich von Hedwig los und ging, ihren Vater aufzusuchen. Im Nebensaal, die Hände vors Gesicht geschlagen, saß Herr Wichtig, ganz geknickt an einem Tische. „Alle werden mich morgen auslachen, mein Kind, alle Bekannten es durch die Zeitungen erfahren! Ich armer geschlagener Mann!“

„Laß nur, Papa, ich weiß Rat, ich helfe Dir!“ und weg war sie.

Der blonde Herr saß noch an seinem Tische und schrieb. „Darf ich Sie um ein paar Minuten bitten, mein Herr,“ redete ihn plötzlich Jemand an, und er sah in das betrübte Gesichtchen der blonden Nachbarin. „Gern, mein Fräulein, befehlen Sie über mich, wenn ich Ihnen nützen kann.“

„Mein Herr, der Redner war mein Vater, ich möchte nicht, daß sein Unglück in die Zeitungen kommt,“ und Tränen verdunkelten die braunen Rehaugen. „Kommen Sie, Fräulein,“ damit bot er ihr höflich den Arm und führte sie hinaus. „Lassen Sie uns Ihren Herrn Papa aufsuchen, und alles wird noch gut werden.“

Beide traten in den Spiegelsaal zu Herrn Wichtig. „Gestatten Sie, mein Name ist Doktor Paul Kühn, Journalist. Ihr Fräulein Tochter ängstigt sich, daß das kleine Malheur, welches Ihnen passiert, in die Zeitungen dringen könne; ich wollte Ihnen versichern, daß ich mein möglichstes tun werde, dies zu verhüten.“

„Ach, Herr Doktor,“ fiel ihm Wichtig ins Wort, „der verdamnte Heiratsantrag von Kohlstock, daß mir der ins Manuskript hineinkommen mußte, und dort oben war es auch noch so dunkel, und der Brief sah aus wie mein Manuskript.“

„So ist also nur der heizotätige Bewerber an Allem Schuld?“ warf der Journalist mit einem Seitenblick auf das junge Mädchen ein.

„Der soll mir kommen! Ihnen aber, liebster Doktor, meinen Dank auf Lebenszeit, wenn Sie mir in meiner bedrängten Lage helfen.“

„Wir wollen sehen; gleich bin ich wieder bei Ihnen, meine Herrschaften,“ und damit empfahl sich Doktor Kühn. Nach zehn Minuten schon gingen alle vier, die Freundin war auch hinausgekommen, dem Ausgange zu. Dort in der Tür stand das Verhängnis des Abends, Herr Kohlstock. Der Rentier warf ihm einen eifigen Blick zu, Anna nahm den Arm des Journalisten, und nur die gute Hedwig kümmerte sich liebevoll um den Verlassenen. Schon auf dem Nachhausewege gelang es dem Doktor Kühn, seine Begleiter allmählich in eine bessere Stimmung zu bringen, und als sie endlich in der Kohlstraße an dem Hause des Rentiers Wichtig angelangt waren, trennten sich alle als gute Freunde. Herr Wichtig sagte: „Auf morgen, lieber Doktor.“

Der Doktor sah der niedlichen Tochter tief in die Augen, küßte ehrfurchtsvoll ihre Hand, zog den Hut und eilte davon.

Am andern Morgen war Rentier Wichtig schon früh auf den Beinen. „Wenn doch nur erst die Zeitungsfrau käme!“ murmelte er einmal über das andere. Anna, die im Nebenzimmer im zierlichen Morgenrock mit weißem Tuschbüschchen den Frühstückstisch besorgte, schaute gar nicht heiter drein. „Wie wird alles werden,“ dachte sie, „wird der Doktor auch dem Papa helfen? Ach, wenn er es doch täte! Wie ritterlich war er gestern Abend, wie stolz ging er neben mir; ganz anders, als Kohlstock! Ja, wenn der um mich werben würde! Aber woran ich auch alles denke; vielleicht hat er schon eine Braut; ob er überhaupt noch an mich denkt! Wie unpassend habe ich mich benommen, ihn angerebet,“ so sprach sie zu sich selbst. Da, ein schriller Ton der Türklingel und die Zeitungsfrau erschien mit dem Morgenblatt. Wichtig griff mit zitternden Händen danach, schlug es schnell auf und suchte den Bericht über Strebers Geburtstagsfeier. Jetzt hatte er ihn gefunden, überslog ihn eilig, und lief dann schnell ans Fenster, aus welchem er die davoneilende Zeitungsfrau zurückerief.

„Hier, Schulzen, haben Sie einen Taler; der ist für Sie, und nun bringen Sie mir noch auf meine Kosten fünfzig Nummern von dem Blatt; aber noch Vormittag, hören Sie?“ — „Jotte doch, wie jerne, am liebsten alle Tage, Herr Rentier,“ rief Frau Schulze.

Wichtig lief nun in die Stube zurück. „Annen, Kind, rasch, rasch hör zu, was hier von mir steht:“

Die letzte Rede des Herrn Rentier Wichtig schilderte mit martigen Worten die Verdienste des Präsidenten um die Partei und gab den Gefühlen der Liebe und Verehrung für seine Person in so tief empfundener Weise Ausdruck, daß den Redner die Rührung übermannte; der Präsident konnte nicht umhin, in ebenso warmer Weise zu danken und auch seinerseits den Eifer und die Regsamkeit des Herrn Wichtig für die „gute Sache“ in Worten wärmsten Lobes zu erwähnen.

„Nein, so ein Prachtmenschen, der Doktor Kühn! Das hat er brillant gemacht; wie ich mich freue! Anna, Du kannst Dir wünschen, was Du willst, Du hast es doch eigentlich zustande gebracht. Und der Doktor —“

„Guten Morgen, meine Herrschaften,“ ließ sich da eine sonore Männerstimme vernehmen, und Doktor Kühn trat ins Zimmer. „Die Tür stand offen, und die Herrschaften haben mein Eintreten überhört, verzeihen Sie, wenn ich störe.“

„Sie und stören, Sie Retter in der Not, Sie Teufelskerl! Ich möchte Sie umarmen. Aber was sagen denn die anderen Blätter?“

„Keine Angst, auch dafür habe ich gesorgt,“ sagte Doktor Kühn und nahm aus seiner Tasche ein Paket Zeitungen. „Sehen Sie selbst nach, keine einzige hat den kleinen Zwischenfall mißliebig erwähnt. Ich habe meine Kollegen am Berichtserstattertisch darum gebeten, und sie haben Wort gehalten!“

„Bester Doktor, wenn ich Ihnen einmal etwas zu Danke tun kann, — mein Ehrenwort, ich tu's!“

„Das können Sie, Herr Wichtig; ich liebe Ihre Anna, geben Sie sie mir zur Frau; ich habe mein gutes Auskommen, und mein Leben lang will ich Ihnen danken!“

„Aber will denn das Rädel? Mein Gott, heut kommt alles so wunderbar,“ murmelte Wichtig.

„Ja, Papa, er hat mir gleich gefallen, ich glaube, ich hab' ihn —“ das Weitere küßte ihr Doktor Kühn von den Lippen.

„Na, wenn es so steht, meinnetwegen.“ Und Herr Wichtig schloß beide in seine Arme, so bekam sie ihren Mann.

Der Humorist



Freibellage zum «Wiesbadener General-Anzeiger».



Nr. 18.

Donnerstag, den 11. Mai 1905.

20. Jahrgang.

Drum feiert ihn!

Ueber die aus Anlaß der Schillerfeier abgehaltenen Festigung eines Staatsministeriums liegt in der vorzüglichen Schillernummer des Kladderadatsch der folgende Bericht vor:

Ministerpräsident: „Meine Herren! Es gilt Schiller zu feiern, der da sagt: „Hier sind wir versammelt zu löblichem Thun!“ (Zwischenruf aus Bobs Nachbarschaft: „Ist ja von Heine!) Also wie sein Freund Heine sagte: Wie ehren wir den Dichter am besten? Ich bitte um Vorschläge.“

Kriegsminister: „Wäre es nicht angebracht, ein Jägerbataillon nach ihm zu benennen? Das Interesse, das er für die reitenden Holsischen Jäger bewiesen hat.“

Ministerpräsident: „Schön schön, wir werden sehen.“

Moeller: „Könnte nicht vielleicht die Büste des Mohren, der seine Schuldigkeit gethan hat und gehen kann mit der entsprechenden Unterschrift in dem Arbeitszimmer eines jeden von uns aufgestellt werden. Die königliche Porzellan-Manufaktur wird gewiß gern — — —“

Ministerpräsident: „Davon später.“

v. Budde: „Ich bin für Einführung eines Schillerpreises und zwar soll der erhöhte Preis für die Eisenbahnfahrkarten, der vom 9. Mai ab die Reform der Personentarife einzuleiten hätte, so genannt werden. Das wird die Reform populär machen.“

Herr v. Rheinbaben: „So sympathisch dieser Vorschlag ist, halte ich doch eine allgemeine Schillerlotterie für angebrachter. Wodurch könnte man den Reichsgedanken mehr festigen?“ (Bob: „Durch Nieten!“)

Stadt: „Wir will scheinen, als ob hier fiskalische Erwägungen zu sehr mitsprechen. Es fehlt Schiller immer noch an Denkmälern, es gibt eine große Zahl von Städten, in denen kaum eine Gipsbüste des Dichterheros vorhanden ist. Berlin z. B. hat nur eins. Wie wäre es nun, wenn man im Thiergarten eine ganze Allee mit lauter Standbildern Schillers schmückte: Schiller als Karlsschüler, Schiller als Regimentsmedicus, Schiller neben Laura am Klavier, beim Dichten seiner verschiedenen Dramen als Professor in Karlsbad auf einem Esel reitend faule Äpfel in seinen Tischkasten legen, kurz in allen möglichen Phasen seines ruhmreichen Lebens!“

Mit Leichtigkeit könnten hier 60—80 nothleidende Bildhauer Beschäftigung finden, und die Reichshauptstadt wäre um ein Schaustück ersten Ranges bereichert.“

Einnützig wurde dieser Vorschlag angenommen und die Sonne Homers siehe sie lächelt.

Wie sie zu einem Mann kam.

Humoreske von Johanna Bunt (Friedenau).

(Nachdruck verboten.)

„... Nun, meine Herrschaften, bitte ich Sie, mit mir einzustimmen in den Ruf: „Unser verehrter Präsident, der der Partei auch diesmal den Sieg errungen, er, auf den wir mit Stolz als den unsrigen blicken, er lebe hoch, hoch, und nochmals hoch!“ Begeistert stimmte die tausendköpfige Menge, die sich in Berlin zur Feier des Geburtstages des Vorsitzenden der Partei, des Herrn Streber, versammelt hatte, in den Ruf ein.

Ein junges Mädchen, das mit einer Freundin an einem der vorderen Tische saß, schien ganz hingerissen von der Rede, und ihr „Goch“ klang so frisch und hell in dem allgemeinen Rufen, daß sich mancher Blick auf sie richtete. Sie

schien das wenig zu kümmern, denn sie plauderte munter mit der andern Dame fort.

„Du, Hete, der Abend ist ganz herrlich; ich amüsierte mich köstlich! Wenn nur der mich ewig anhimmelnde Herr Kohnstock ihn mir nicht verdirbt!“

„Ich weiß gar nicht, Anna, was Du an dem auszufehen hast,“ erwiderte die Freundin, „er ist ein so lieber Mensch, hat eine sichere Lebensstellung, so treue, liebe Augen und einen so sanften Charakter.“

„Das ist es eben, er ist mir zu sanft, Hedwig, in acht Tagen hätte ich ihn unter dem Pantoffel! Er kann weiter nichts, als mir verzückt in die Augen zu gucken und sagen: „Liebe Anna.“ Auch ist er mir zu dick und zu klein, und zu einer stillen, sanften Professorsfrau passe ich nicht. Nimm Du ihn doch, wenn Du immer so fein Lob singst. Damit basta!“

„Na, guck, wenn Dein Auserwählter groß sein muß, so paßt der dort am Ende für Dich, Wildfang,“ sagte Hedwig, und machte sie auf einen schlanken, blonden Herrn, der eben in den Saal getreten war, aufmerksam.

„Ja, der gefällt mir, solche Augen, solch stolzer Gang; die Haltung! Da ist jeder Zoll ein Mann; aber nicht bei Kohnstock, der bei jedem Schritt sagen möchte: „Verzeihen Sie, daß ich geboren bin.“

Der eben Eingetretene ließ seinen Blick über die Versammlung schweifen, und einen Moment auf dem Bilde an dem bewußten Tische haften. Ueberrascht sah er auf das junge, schlanke Mädchen mit den rehbraunen Augen, dem blonden Haar und den frischen, roten Lippen, zwischen denen die Zähne wie weiße Perlen hervorleuchteten, und die Besitzerin dieser Herrlichkeiten sah ihn so übermütig an, daß er unwillkürlich grüßend an den Hut faßte. Er setzte sich darauf an einen Nebentisch, an dem schon fünf bis sechs Herren beisammen saßen, und schrieb gleich ihnen die Rede des Präsidenten mit. Er hörte aber doch, wie am andern Tisch das blonde Mädchen zu ihrer Freundin sagte: „Du, Heting, der ist von einer Zeitung.“ Dann kam die Pause. — Die jungen Damen verließen mit einem Teil des Publikums den Saal.

„Kennen Sie vielleicht die junge Dame dort?“ fragte der blonde Herr seinen Nachbar, den Reporter Schnellfuß, der, wie King-Zu, alles wußte.

„Natürlich, die kenne ich; es ist die Tochter des Rentiers Wichtig, der jetzt, nachdem er sich von den Geschäften zurückgezogen, seine ganze Zeit der Partei widmet, gewissenhaft in jede Versammlung geht und aufmerksam jede Rede hört. Heut wird er übrigens selbst sprechen.“

In der Tat hatte Herr Wichtig zu heut Abend seine erste Rede einstudiert; auch er wollte dem Präsidenten seinen Dank aussprechen, seine Verdienste preisen, und ihm zeigen, wie auch er von der Begeisterung für die „gute Sache“ durchdrungen sei. Das muntere Töchterlein hatte zu Hause mit Papa oftmals die Rede eingeübt und ihm die Betonung gewiesen; — hatte sie doch eben die Lehrerinnenprüfung bestanden und war stolz darauf, zeigen zu können, wie man sprechen müsse. — Sie kannte die Rede in- und auswendig und würde sicherlich nicht steden bleiben, dachte sie, als sie in der Pause, in einem Nebensaal Papa noch einmal überhörte. Die Freundin spähte unterdessen nach dem jungen Philologen aus, der ebenfalls auf dem Fest erscheinen wollte, um in der Nähe Annas zu sein. Ihr tat der junge Mann leid und wenn er sie gewollt hätte, sicherlich hätte sie „Ja“ gesagt.

Er küßte zärtlich die strahlenden Augen.

„Ich heiße mit meinem vollen Namen Hans Albrecht, Graf zu Schleppenbach, Freiherr von Späth“, antwortete er lächelnd, „aber, Elisabeth, Du weißt wohl garnicht, weshalb der alte, grane Onkel heute zu Dir kommt?“

„Er wollte mich — wiedersehen“, flüsterte sie verwirrt, das Köpfchen an seiner Schulter bergend.

„Nein, er wollte seinen Liebling, seinen Sonnenstrahl fragen, ob sie ihn so lieben könne wie er es hofft und träumt, — als sein angebetetes Weib. Ob sie auf der Schleppenburg einziehen will als regierende Reichsgräfin und dem müden, alternenden Mann Licht und Segen bringen will.“

Beide Hände schlang die schöne junge Dame um des Oheims Nacken; demüthig neigte sie das Haupt.

„Ich will es, so wahr mir Gott helfe! Ich fühle, daß ich niemals einen anderen Mann so zu lieben vermöchte, als Dich, Hans Albrecht.“

„Und der Haß, welchen Du Jahr um Jahr gegen den armen Onkel gehegt?“

„Sprich nicht davon in dieser heiligen Stunde, Liebster!“ bat sie weich. „Ich war ein thörichtes Geschöpf und will all meine Kraft daransetzen, durch Liebe die trüben Stunden auszulöschen, die Du in der Vergangenheit durchlebt hast.“

Gräfin Kathinka erlitt beinahe einen Nervenzkrampf, als gleich darauf ihre Tochter am Arme des Schwagers erschien und derselbe sie ihr als seine Braut vorstellte. Sie zog sich sogleich in ihr Zimmer zurück und kam erst eine volle Stunde später wieder, etwas roth, etwas erregt, aber strahlend lächelnd, und breitete beide Arme nach Elisabeth aus.

„Mein theures Kind“, rief sie emphatisch, „welch ein großes, großes Glück wird Dir zutheil! Ich habe im stillen wohl manchmal etwas Aehnliches erhofft und bin nun ganz außer mir vor Freude. Tausendmal viel Glück, mein Herz, und auch Ihnen, bester Schwager! Aus vollem Mutterherzen vertraue ich Ihnen das Kind an; denn ich weiß, wie Sie an meinen theuren Eberhard und mir hängen — Sie werden Elisabeth glücklich machen.“

Hans Albrecht war viel zu glücklich, um auf diesen überströmenden mütterlichen Erguß irgend ein Spottwort zu erwidern. Ja, daß er sie glücklich machen wollte, hatte er sich und seinem Gotte gelobt; er legte den Arm um ihre Schultern und blühte in ihre Augen, die denen des Heimgegangenen so ähnlich waren.

Und einige Monate später kniete am Sarge Graf Eberhard von Schleppenbachs ein neuvermähltes Paar Hand in Hand und legte einen Kranz zu Häupten des Todten nieder. Es waren Hans Albrecht und sein junges Weib, welche heute unter Glöckengeläute und Jubelrufen eingezogen waren in die liebe alte Schleppenburg. Zärtlich blühte die Gräfin in ihres Gemahls ernstes Antlitz, welches nun durch den hellen Schimmer des Glückes verjüngt erschien und flüsterte leise:

„Er sieht auf uns nieder, Geliebter, der theure Vater und segnet unser Glück! Willkommen daheim im Schloß unserer Väter!“

Wenige Wochen später erhielt das gräflich Schleppenbachsche Paar eine elegante Vermählungsanzeige:

„Gräfin Kathinka von Grouza
geb. v. Surrolinska
und

Graf Nicol v. Grouza
Schloß Grouza bei Szegedin.“

— Ende. —

Pl. 3016 Photographie C. H. Schiffer. Tausendst. 4.



Der Schirm in der Kulturgeschichte. Es ist eine Eigentümlichkeit in der Kostümggeschichte, daß sie Wenigstündliches nicht kennt; mag es sich nun um einen anscheinend so geringfügigen Gegenstand wie den Schleier oder den Muff oder den Sonnenschirm handeln, stets entrollt eine geschichtliche Betrachtung eines solchen zugleich ein ganzes Stück Völker- und Menschheitsgeschichte. Beim Schirm ist dies besonders der Fall, weil er in den orientalischen Ländern stets eines der bedeutendsten Kostümlücke gewesen ist. Zudem ist der Schirm, ähnlich wie der Fächer,

so alt wie der Mensch. Auch die alten Ägypter, Griechen und Römer kannten ihn; die Frauen ließen ihn durch Sklaven oder Sklavinnen tragen. Die Schirme waren aus Bambusstäbe gespannt und mit Elfenbein, Gold und Edelsteinen ausgelegt. Bei den Griechen war der Schirm ganz flach und kurz, fächerartig; so finden wir ihn auf Vasengemälden dargestellt. In den Büchern des Aristophanes ruft Prometheus aus Furcht vor Jupiter seinem Sklaven zu: „Nimm schnell diesen Schirm und halte ihn über mich, damit die Götter nicht sehen, wenn ich der Liebe pflege.“ Im alten Rom spielte der Schirm besonders in den Theatern eine große Rolle; man fertigte damals selbst aus Frauenhaaren Schirme. Im Kaiserreich Marokko darf der Herrscher allein einen Schirm tragen. In China dagegen sind die Schirme je nach dem Stande der betreffenden Person in zwei, drei oder vier Stockwerken aufgebaut; Schirme mit vier Abteilungen dürfen nur Angehörige des Kaiserhauses tragen. Kein Chinese geht ohne Schirm aus, der vornehme aber läßt ihn sich tragen. Selbst Pferde und Elefanten werden durch Regen- und Sonnenschirme geschützt. Aehnlich verbreitet sich der Schirm in Japan und Siam. Bekannt sind die Papierschirme der Geishas und des Tanz. In Hinduistan trägt der Herrscher dagegen einen Schirm mit sieben Abteilungen, genannt Savetrarat. Als der jetzige König von England als Prinz von Wales eine Reise nach Indien unternahm, mußte man ihn nach Russels Bericht, um seine Würde den Eingeborenen verständlich zu machen, auf einen weißen Elefanten setzen und einen mächtigen goldenen Schirm über seinem Haupt tragen lassen. Das Londoner South Kensington Museum besitzt 20 höchst kostbare Schirme, die der Prinz von dieser Reise heim brachte. Die prächtigen Schirme der Dogen von Venedig aus Goldbrokat kann man noch heute auf den Bildern Canalettos, Francesco Guardi und Tiepolos bewundern. In Frankreich waren Schirme bis Ende des 16. Jahrhunderts so gut wie unbekannt. Ihre erste Erwähnung stammt aus dem Jahre 1620. Bis dahin schützte man sich durch einen Regenschirm. Mitte des 17. Jahrhunderts wurden die Schirme in Frankreich aus Leder gemacht und durch schwere Kupferringe zusammengehalten; ein solcher Schirm wog mehr als drei Pfund. In der Regencezeit wird seine Verbreitung allgemeiner und zugleich seine Form leichter und grazioser. Auf einem Gemälde Charles Lebruns ist der Kanzler Pierre Séguier im Jahre 1639 zu Pferde in Reuen einreitend mit einem Schirm dargestellt. Der Maler des Rokoko par excellence Watteau hat den Schirm oft gemalt. Der Schirm wurde damals aus Taft oder Leinen gemacht und war von den Bourgeois. Er wurde nun allgemein getragen, galt aber doch als ein Zeichen, daß man keinen eigenen Wagen hatte. Den Schirm der Mme. Pompadour aus blauer Seide mit chinesischen Miniatüren besitzt heute Mme. Gustave Rothschild. Eine hübsche Geschichte aus jener Zeit erzählt Suzanne: Der bekannte Duc de Berry ging eines Tages mit der Prinzessin Karoline im Bois de Boulogne spazieren; man setzte sich; die Vermieterin der Stühle kam, um ihre Sous einzukassieren. Der Herzog durchsuchte seine Taschen, aber fand keinen Sou. Die Stuhlvermieterin wurde ungeduldig, der Prinzessin war die Szene peinlich. Da gibt der Herzog der Stuhlvermieterin seinen Schirm als Pfand und einen Handschuh und sagt: Wenn man Euch den zweiten passenden dieser Handschuh bringt, liefert den Schirm wieder aus. Man steht auf und geht nach Paris zurück. Es fängt an zu regnen. Unglücklicherweise ist kein Wagen zu bekommen. Der Herzog tritt mit der Prinzessin unter; der Portier ist außerordentlich höflich und bietet den Herrschaften einen wunderschönen Schirm aus grünem Taft an. Der Herzog und seine Begleiterin danken und nehmen den Schirm mit sich. Nach einer Stunde kommt ein Hofbeamter und überbringt dem Portier vier Tausendfrankenscheine und den Schirm. Und derselbe Hofbeamte geht darauf zu der Stuhlvermieterin und fordert den Schirm zurück mit den Worten: Hier ist der Handschuh des Herzogs Berry und vier Sous für zwei Stühle. In England war der Schirm im 17. Jahrhundert noch so gut wie unbekannt. Ein Märtyrer war nötig, um den Schirm in England einzuführen. Sir Jonas Hanway war es, der in London vom Jahre 1750 ab niemals ohne Schirm ausging; man warf mit Steinen nach ihm, aber er ließ sich nicht irre machen, und als er 1786 starb, hatte er die Gemüthung, zu sehen, daß der Schirm in England eingeführt war. Nach der Revolution wurde der Schirm auch von der vierten Klasse angenommen und der große Marktschirm der Höflichkeit kam auf. Zugleich wurde der Schirm bei den vornehmeren Ständen mehr und mehr zu einem Bijou. Von 1808 bis 1850 wurden in Paris 100 Patente auf Schirmneuartigkeiten ausgegeben (z. B. ein Schirm, der sich selbst öffnet und schließt und den man in den Ärmel stecken kann). In seinem Essay über den Schirm und Stock zählt René Marie Cayal 1844 den Reiseschirm, Straßenschirm, den Schirm für den Landausenthalt, den Gartenschirm, den Wadeschirm, den Wagenschirm und den Reitschirm auf. Der letztere war ganz klein und wurde über die Reitgerte gezogen. Die Präcieuses bedienten sich besonders zierlicher grüner, rosa oder weißer Taftschirme. Zugleich wurde der Schirm zu einem Mittel der Koffertier, ähnlich wie der Fächer.



Notationsdruck und Verlag der Wiesbadener Verlags-Anstalt
Emil Vonnert in Wiesbaden. Verantwortlich für die
Redaktion: Chefredakteur Moriz Schäfer, Wiesbaden